

Ökonomische Theorie und Krise

Ulrich Busch/Günter Krause (Hg.), Theorieentwicklung im Kontext der Krise. Abhandlungen der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften, Bd. 35,

trafo-Wissenschaftsverlag, Berlin

2014, 268 S., zahlr. Tab. u. Abb., 36,80 Euro

Spätestens im Jahr 2008 dämmerte es vielen, dass die Wirtschaftswissenschaften ein Problem haben. Die Wirtschaftskrise hat die meisten Expertinnen und Experten kalt erwischt. Niemand hatte sie in Form und Ausmaß kommen sehen, kaum jemand konnte sie einordnen oder Lösungsvorschläge machen. Die Krise habe nicht nur „den Finanzmarktkapitalismus als marktradikales Modell wirtschaftlicher Reproduktion und Dynamik diskreditiert; sie hat auch die theoretischen Grundlagen der finanzkapitalistischen Akkumulation und Regulation, der liberalen demokratischen Verfassung und der sozialstaatlichen Ordnung nachdrücklich in Frage gestellt“, schreiben Ulrich Busch und Günter Krause (7).

Der von ihnen herausgegebene Sammelband befasst sich mit der Frage, welche Auswirkungen dies auf die Wissenschaften hat. Vor allem der Überblick hierüber in den ersten Aufsätzen ist spannend. Mehr Bezüge zu aktuellen Diskussionen, wie sie etwa in verschiedenen Bewegungen mit Bezug zur Krise, aber auch an Universitäten geführt werden, hätten dem Band nicht geschadet.

Im ersten Kapitel stellt Günter Krause die aus seiner Sicht wichtigsten Entwicklungen bis 2013 vor. Drei verschiedene Gruppen gebe es, grob eingeteilt, unter den Ökonomen: Die einen beharren weiterhin auf denselben Modellen und Theorien und erklären die Krise notfalls dadurch, dass diese nicht konsequent genug angewendet worden seien. Die nächsten passen ihre Theorien an wie zum Beispiel Richard Posner, vormals Vertreter der neoklassischen Chicago School of Economics, der seine Theorien im Zuge der Krise durchdacht und anschließend einen Aufsatz veröffentlicht hat, der seine neue Zuneigung zum Keynesianismus erklärt (20). Die letzte Gruppe bemühe sich darum, die Wirtschaftswissenschaften zu erneuern. Krause arbeitet dazu acht bemerkenswerte Phänomene heraus. Erstens beginne sich „ein komplexeres, breiter angelegtes Wissenschafts- bzw. Theorieverständnis herauszukristallisieren, das Grenzen und Defizite des tradierten, von der neoklassischen Standardökonomik geprägten Ansatzes mit seinem imperialen Anspruch (Stichwort: Ökonomik als ‚Königin der Sozialwissenschaften‘) zu überwinden sucht“ (22). Dies geschehe unter anderem durch eine

Pluralisierung von Ansätzen und eine ehrlich gemeinte Öffnung zu anderen Disziplinen. Auch die fortschreitende Mathematisierung des Fachs werde mittlerweile hinterfragt. Die Anwendung mathematischer Modelle habe zunehmend als Qualitätsmerkmal und Ausweis von Wissenschaftlichkeit gegolten – auch, wenn die Modelle kaum etwas mit der Realität zu tun hatten und zudem den Eindruck vermittelten, dass Märkte immer und überall funktionieren. Zweitens seien in Kernbereichen der Theorie neue Akzente erkennbar, etwa in der Geldtheorie und Markttheorie. Die bislang hegemoniale Theorie effizienter Märkte werde zum Beispiel mit der von Hyman Minsky auf postkeynesianischer Grundlage entwickelten

Hypothese finanzieller Instabilität konfrontiert (25). Drittens sei eine Hinwendung zur wissenschaftlichen Analyse und Verarbeitung der Wirklichkeit erkennbar, um die Kluft zwischen der Realität und den hoch-formalisierten Modellen der Ökonomen zu schließen. Viertens habe ein kritisches Hinterfragen und teils eine Ablösung von ehernen Kategorien, Begriffen und Modellen begonnen. Das „im Kern inhumane Modell des homo oeconomicus“ werde zunehmend infrage gestellt, aber auch die volkswirtschaftlichen Kategorien von BIP und Wachstum verändern sich (25). Fünftens werde der reale Mensch anders betrachtet, der erwiesenermaßen nicht nur rational agiert. Sechstens gebe es Bemühungen, das Theoriegebäude der modernen Makroökonomie zu erneuern – ein Bereich, der sowohl große Auswirkungen haben kann, wenn etwa Zentral-banken und andere Akteure mit falschen oder einseitigen Modellen arbeiten, und in dem zudem die Möglichkeit einer systemischen Krise völlig aus dem Blick geraten war. Siebtens haben sich neue Teildisziplinen und Forschungszweige heraus-gebildet, etwa die Ökonomik der Gemeinschaftsgüter und die Post-wachstumsökonomie. Zuletzt wüchsen achtens die Anstrengungen zu einer stärkeren inhaltlichen und methodischen Öffnung und Erweiterung der Wirtschaftstheorie, um Erkenntnisse aus anderen Fachbereichen einzubeziehen (wobei nicht ganz klar wird, worin der wesentliche Unter-schied zum Punkt fünf besteht). Die Frage nach der Perspektive der Erneuerungsversuche und deren nach-haltiger Wirkung lasse sich „noch nicht eindeutig beantworten“ (30). Es wird vor allem auf die jüngeren Wissenschaftler und Studierenden gesetzt, die nicht seit Jahrzehnten das-selbe lehren. Es bleibt zu hoffen, dass dieser Optimismus gerechtfertigt ist. Denn wer nach 1980 geboren wurde, hat erst recht einseitig gelernt, und der Anpassungsdruck in der zunehmend von Verwertungslogik geprägten Bildungslandschaft ist hoch. Es gibt aber Lichtblicke wie mehrere offene Briefe, in denen sich Studierende und Lehrende für eine plurale Ökonomie aussprechen.

Christa Luft setzt sich in ihrem sehr lesenswerten Text ebenfalls mit neo-klassischen Dogmen auseinander und erkundet, welche Chance für gesamtwirtschaftliches Denken besteht. Sie hinterfragt etwa die Annahme, dass wirtschaftliches Handeln aus individuellem Nutzenkalkül abgeleitet werden kann. „Die häufige Gegenläufigkeit von einzelwirtschaftlichem Gewinnstreben und gesamtwirtschaftlichem Erfolg in der kapitalistischen Gesellschaft ließe sich mannigfaltig nachweisen“, schreibt sie und führt dies am Beispiel dauerhafter Außenhandelsungleichgewichte und anhaltenden Leistungsbilanz-überschüssen aus (47ff). Exporterfolge seien keinesfalls schlecht, es komme aber darauf an, unter welchen Bedingungen sie errungen werden: „Aus makroökonomischer Sicht stünde an zu ermitteln, welcher Aufwand an öffentlichen Geldern in den von privaten Unternehmen erzielten Gewinnen steckt. Und in den Hörsälen beginnend, wäre gezielt zu demonstrieren, zu welchen deformierenden gesamtwirtschaftlichen Wirkungen eine einzelwirtschaftlich renditegetriebene Exportstrategie führen kann“ (56). Gegenvorschläge würden zwar „gern als Rückkehr zur Plan-wirtschaft diffamiert“, insgesamt biete die derzeitige Diskussion in der Ökonomie aber durchaus Grund zur Hoffnung: „Die Ökonomik ist im siebenten Jahr des aktuellen Krisen-zyklus weniger denn zuvor ein monolithischer Block...ein neues Paradigma zeichnet sich noch nicht klar ab. Für Ideenabsolutismus wird künftig vermutlich weniger, für Heterodoxie mehr Raum sein. Sicher aber scheint, dass die politische Ökonomie oder das Politische in der Ökonomie zurück ins Spiel kommt“ (56). Weniger optimistisch ist das Fazit von Arne Heise, der sich insbesondere mit dem Einfluss der kritischen US-amerikanischen

Forscher Joseph Stiglitz und Paul Krugman beschäftigt. Deren Einfluss ist seiner Analyse nach jedoch nicht groß genug, um einen umfassenden Wandel in den Wirtschaftswissenschaften herbeizuführen, zumal beide Autoren selbst heterodoxen Ansätzen gegenüber ignorant seien (79). Sollten sich die Rahmenbedingungen nicht ändern, sieht er sogar den Fortbestand der heterodoxen Ökonomik über 2020 hinaus gefährdet (79).

Nach der Bestandsaufnahme und Diskussion der Reflektion der Krise in der Wissenschaft wäre es interessant, mehr über aktuelle theoretische Gegenentwürfe zum im Buch kritisierten Mainstream zu lesen und die Handlungsspielräume für kritische Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler auszuloten. Doch hier kommt der Sammelband leider etwas ins Stocken. Die Texte sind für sich lesenswert, geben aber wenig Aufschluss darüber, welche Chancen und Probleme es für Theorieentwicklung im Kontext der Krise gibt. Ein Aufsatz zu Anwendungen der Marxschen Arbeitswerttheorie auf moderne Volkswirtschaften etwa bietet zwar interessante Einsichten. Trotz-dem erscheint das Thema für das Buch als zu speziell; man kann den Eindruck gewinnen, dass hier die Chance für eine breitere Auseinandersetzung mit der Frage verpasst wurde, welche Aktualität Marx' Theorien heute haben – ist er doch mit der Krise in etlichen Zeitungen und Büchern wieder aufgetaucht.

Lesenswert ist in diesem Zusammenhang der Text von Ulrich Busch, der sich mit der Zukunft der Banken auseinandersetzt. Er argumentiert, dass die Krise zwar zu einem Umdenken etwa bezüglich des Verhältnisses von Finanz- und Realwirtschaft geführt habe, was sich in neuen Regeln wie etwa einer höheren Eigenkapitalausstattung der Banken widerspiegelt. Mittelfristig sieht er aber weder die Zukunft der Banken in Gefahr, noch eine Entwicklung hin zu dezentralen, kommunal verankerten oder gemeinwohlorientierten Banken, sondern eher im Gegenteil (221).

Den gesellschaftspolitischen Alternativen und ihren Akteuren bleiben am Ende knapp 25 Seiten, auf denen Stefan Bollinger eine sehr politische, aber wenig optimistische Einschätzung gibt. Mit dem Zusammenbruch des Ostblocks und dem „Umdrehen“ der Sozialdemokratie zehn Jahre später sieht er die Gesellschaft vom Neoliberalismus überwältigt und einen konservativen hegemonialen Machtblock zementiert (259), dem emanzipatorische Kräfte bisher nichts ausreichendes entgegensetzen können. Deren Schwäche sei „die fehlende Radikalität ihrer Forderungen und die Überzeugungsschwäche ihrer Ideen und ihres Personals“ (265). Auch Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler kommt ihm zu-folge eine Rolle zu, denn diese hätten sich zu lange mit Theorien aufgehalten, die „klare Frontstellungen von Ausbeutung, Profitmacherei, Macht und Manipulation“ verschwimmen ließen.: „Ohne Intellektuelle, ohne Bereitschaft zu Theorie- und Ideologieproduktion, auch ohne organische Intellektuelle wird so die Chance für eine Bändigung geschweige denn Überwindung ausbleiben“ (265). Es ist ein Ende, das nicht an scharfer Kritik spart, aber gerade dadurch Diskussionen eröffnen kann.

Sarah Nagel

Veröffentlicht in:

Z. Zeitschrift für marxistische Erneuerung, Heft 101, März 2015, S. 214-217